

*Argolis, im Frühsommer des zweihundertsten  
Jahres seit Jacob Grimms Geburt.*

*„Die Poesie macht stolz auf die Muttersprache.“  
Jacob Grimm (1785–1863)*

Mein lieber, junger Freund,

was das denn überhaupt sei, fragtest du mich am Ende unseres letzten Gesprächs ungeduldig: eine „klare, lebendige Prosa“, die sich – wie der große Jacob Grimm meinte – weder „vom geistigen Prinzip entblößen noch vom Leiblichen losreißen“ dürfe, wolle sie ihren Rang bewahren? Und von wem denn einer wie ich, wolltest du weiter wissen, das Schreiben einer solchen Prosa gelernt, wen ich zu Lehrmeistern gehabt habe?

Es sei spät, antwortete ich, und meine Müdigkeit zu der fortgeschrittenen Stunde befähige mich vermutlich nur zu einer unbefriedigenden Erwiderung; ich wolle daher jetzt keine Antwort geben. Doch würde ich über deine Fragen nachdenken und dich die Antwort wissen lassen, sobald ich sie selber kenne. Vielleicht, fügte ich hinzu, schreibe ich dir darüber einen Brief. „Ich verreise demnächst, musst du wissen, für längere Zeit“, sagte ich.

Nun ist ein voller Monat verstrichen, seit wir uns zum letzten Mal sahen. Soeben unterbrach ich meine Reise; ich werde einige Tage in diesem kleinen

Dorf an der argolischen Küste verbringen. Durch das Fenster meines Quartiers im Hause des Fischers Stawros geht der Blick in die seidigblau ausgespannte Weite des Ägäischen Meeres hinaus; ich ahne die Kykladen-Inseln, von deren einer ich gestern Abend mit einem alten Motorboot hierher kam, ange-regt übermaßen nicht allein in meinen Gedanken, sondern bis ins Blut hinein von den Bildern und Gesichtern der zurückliegenden Fahrten zwischen Thasos, Santorin und Kreta, Rhodos und Lesbos. Noch ehe wir im sinkenden Tag die kleine Bucht anliefen, erreichte mich der Duft des Thymians, der hier allenthalben in den verwitternden Küstenfelsen nistet. Die künftigen Wege durch den Peloponnes vor Augen, konnte ich danach lange nicht einschlafen. Um Mitternacht ging ich barfuß zum Strand hinunter, einen ungeheuren Sternenhimmel über mir, dessen Gold in abertausend Feuern auf der Wasserfläche vor mir zerrann. Später hörte ich noch lange bei offenem Fenster das Schmatzen der Wellen vor dem Flachufer und an der Steilküste.

Gleichwohl, deine Fragen müssen mich all die Wochen über beschäftigt haben. Denn kaum saß ich heute, nach dem Frühstück mit Stawros, am Tischchen unter dem Ölbaum vor dem Haus, traten sie gleich vertrauten Gästen zu mir; es war, als befändest du dich mitten unter ihnen. Und da ich nun das sichere Gefühl habe, dass ich aus der Stille dieser milden, himmelhellen Morgenstunde heraus

so recht von Herzen und mit einem freien Kopf werde schreiben können, mache ich mich an die Abfassung dieser Zeilen. Sie werden die Antwort auf deine ungeduldigen Fragen enthalten. Dabei bitte ich dich zu bedenken, dass ich nur von den bescheidenen Erkenntnissen eigener Erfahrungen im Umgang mit der Sprache ausgehen kann, und ich will mich ausschließlich an das halten, was diese mich lehrten. –

Als junger Mensch hatte ich das Glück, nicht allein unter den Lebenden, sondern auch unter den Toten einige Lehrmeister zu finden, die mir nichts schenkten. Wenn ich im einzelnen darüber nachdenke, stoße ich bald auf die Namen von Männern, ohne die der Weg sowohl meiner literarischen und künstlerischen wie menschlichen Entwicklung eine andere Richtung genommen hätte. Ich traf sie kaum auf den Kathedern der Schulen, die ich besuchte, noch wies mich die Schule in zwingender Weise auf sie hin. Das klingt zunächst seltsam, da es zwei Lehrer waren, die mir die ersten Weichen stellten.

Dem einen begegnete ich als Zwölfjähriger – er war ein wenig über zwanzig Jahre alter, an Tuberkulose leidender Volksschullehrer, mit dem ich im Unterricht niemals zusammenkam. Bis heute habe ich nicht erfahren, warum der junge, damals schon todkranke Mann ausgerechnet mir das Buch

schenkte, auch nicht, was ihn bewog, das in diesem Zusammenhang rätselhafte Zitat unter die Widmung zu schreiben. Sein Name ist mir nur in Verbindung mit unserer einzigen Begegnung im Gedächtnis geblieben: Er hieß Wilhelm Bartsch, und ich traf ihn, der mir die Augen für die hellenische Antike öffnete, eines Tags in einer alten Schule im südlichen Siebenbürgen, woher ich stamme – eine an der südöstlichen Grenze Europas gelegene alte Landschaft, die öfter die Herren wechselte als dort die Winde umschlagen. Nach einer Pause im Schulhof, während der er uns aus einem Fenster des oberen Stockwerks beim Spielen beobachtet hatte, stürmte ich als letzter die Treppe hinauf; die Korridore waren alle schon leer, ich musste mich beeilen. Da stand der dunkelhaarige, schmale Mann plötzlich vor mir und blickte mich, den er erwartet hatte, aus sonderbar abwesend leuchtenden Augen an. Mit angehaltenem Atem blieb ich stehen, unschlüssig, was ich zu tun habe. Er reichte mir mit einer langsamen, fast feierlichen Bewegung ein in hellbraunes Leder gebundenes Buch, dessen Umschlag mit einer Zeichnung im Jugendstil geschmückt war – ich erkannte ein übermäßig gebauschtes Großsegel und eine an den Mast darunter gefesselte athletische Gestalt, die sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung der Schultern und des Kopfes in den Seilen wand. „Lies das“, sagte er, „und behalte es.“ Er lächelte verlegen. Ich stieß: „Danke“ hervor, nahm das Buch

und rannte an ihm vorbei ins Klassenzimmer. Es war die „Odyssee“ von Homer.

Den ganzen Nachmittag jenes Tages und die halbe Nacht las ich in dem Buch. Alles um mich herum versank. Ich vergaß, die Schulaufgaben zu machen, musste am Abend drei Mal zum Essen gerufen werden und schloss mich nachher in mein Zimmer ein. Auf die erste Seite war in steiler gotischer Schrift eine Widmung geschrieben und darunter in Anführungszeichen hinzugefügt: „Dessen mein Herz sich vielleicht noch künftig in Träumen erinnert ...“ Den Satz spricht die um ihren fernen Gemahl klagende Penelope auf den Stufen des Königspalastes in Ithaka.

Die Welt Homers, der Ägäis, die Wunder des frühen heroischen Hellenentums, die mythischen Namen des abendländischen Beginns, der Zauber der allem Natürlichen entsteigenden, selbst die Steine beseligenden Gottheiten – eingetaucht ins Goldlicht jener Landschaften und des Genies ihres unerreichten Dichters: Es war mein erstes Bildungserlebnis. Es war von unaussprechbarer Heiterkeit im Geist geprägt.

Ein halbes Dutzend Mal las ich damals die „Odyssee“ – und seit ihrer Lektüre sah ich mein Leben und meine Umgebung mit anderen Augen. Ein Tor war aufgestoßen worden, durch das ich wie im Traum schritt. Ich habe im Grunde niemals wieder zurückgeblickt; die vierundzwanzig Gesänge der

„Odyssee“ waren ein Licht, das nicht mehr erlosch. An den jungen Mann jedoch, der mir das Buch geschenkt und mit dem ich nicht mehr als drei Worte gewechselt hatte, erinnere ich mich heute nur mit einem schwer zu bezeichnenden Gefühl des geheimnisvollen Angerührtseins. Ich sehe ihn immer noch vor mir stehen.

Es war freilich zunächst nicht so sehr Hellas als Ganzes, zu dem mir die Lektüre der „Odyssee“ das Tor aufgestoßen hatte: Es war vielmehr Homers Sprache als Mittel der Bildschöpfung, der ich begegnet war. Denn wenn ich bei ihm las, dass der Tod einem sterbenden Krieger „purpurn um die Augen floß“ oder ihm „die Glieder löste“, war ich, wiewohl noch ahnungslos in letzten Dingen, im Innersten betroffen von der Unmittelbarkeit solchen Sprachvermögens. Wenn der Held Odysseus die Sehne seines berühmten Bogens prüft und diese einen Laut von sich gibt, „hell wie Schwalbengezwitscher“, wenn der Zyklop im Zorn einen Felsen ins Meer schleudert, dieser auf den Grund sinkt und das Wasser mit solcher Kraft in Strudeln ansaugt, dass der Rückschlag „wie ein Berg kommt und die Wellen ans Land drückt“, wenn die Nymphen ein „Purpurgewand aus den Farben des Meeres weben“, wenn das vom Blitz getroffene Schiff durch und durch schüttert und die über Bord geschleuderten Männer „wie Meerkrähen auf den Wellen dahintreiben“, oder wenn Odysseus das Schwert mit einer

Wucht durch Nacken und Hals eines Freiers schlägt, dass der noch schreit, während sein Kopf schon zu Boden rollt – indem ich diese pausenlos Bilder gebärende Sprache in mich aufnahm, die ja nicht nur mit einer unfehlbaren Sicherheit den dinglichen Vorgang zeichnet, sondern auch die ihm eignende Dimension des Unausprechbaren beschwört: die nicht nur das Bild, sondern in diesem zugleich den Gedanken gibt, erlebte ich eine Wirklichkeit von so eindringlicher Nähe und Dichte, Farbe und Lebendigkeit, dass mir nun erst die Augen aufgingen für meine Umgebung: den Wald, die Tiere, die Frauen und Männer, die Laute und Gerüche, die stündlich um mich waren und mit denen ich lebte. Und so, wie ich ahnte, dass in der Wucht des Schwerthiebs Odysseus' nicht nur die athletische Muskelkraft des Kämpfers, sondern die ganze Stimmung des Mannes in diesem Augenblick: die Seele des Odysseus enthalten war, lernte ich, die Bilder über das Optische hinaus zu verstehen.

Wie hätte es anders auch sein können, entdeckte ich doch plötzlich ringsum so vieles von dem, was ich bei Homer las und was Homer zum Anlass nahm, Sprache zum Bild und Überbild zu fügen. Der alte Hund, der bei der Begrüßung seines Herrn vor Altersschwäche gerade noch die Ohren senken und den Schweif regen kann, wie es in der „Odyssee“ bei der Heimkehr des Königs heißt, ich erkannte ihn wieder in unserem großen Hofhund, und mir wurde

bewusst, wie homerisch alt der war, ja wie ihm in seinem Alter zumute sein musste. Und Homers über den Flammen hängender Kessel, „dessen Bauch vom Feuer umfängen“ wird und so das Wasser wärmt: auch ihn sah ich, wenn im Sommer mitten im Hof das Wasser im Kessel für die Wäsche zum Kochen gebracht wurde. Doch ich erinnerte mich nun, während ich die „Odyssee“ las, auch daran, dass es, als mein Großvater starb, ebenso gewesen sein musste: dass Großvaters Seele, wie Homer geschrieben hatte, „gleich einem Traum entflog“.

Ich begann zu verstehen, warum ein Bild mehr sagt als tausend kluge Worte.

Alles, was ich später in meinem Leben über Hellas lesen, wissen, erfahren wollte, nahm mit dieser Jugendstil-Ausgabe der „Odyssee“ seinen Anfang. Meine Kreuz-und-quer-Fahrten durch den Peloponnes, die Ägäis, durch Kreta oder Zypern, die ich mir erst Jahrzehnte später leisten konnte, waren im Grunde Verwirklichungen jener Träume, die die Irrfahrten des Odysseus in mir geweckt hatten. Ich bin heute noch so verzaubert von ihnen wie damals. Und auch so erschüttert, wie ich es zwei Jahre später war, als mir mein Vater die vielgerühmte, 1931/33 erschienene „Griechische Geschichte“ von Helmut Berve schenkte und ich bei der Schilderung des griechischen Selbstmordes, der als Peloponnesischer Krieg bekannt ist und das Ende des Wunders Hellas bedeutete, vor Zorn und Bitterkeit untröst-



lich weinte. Mit solcher Sicherheit wusste und fühlte ich mich als Teil jener Welt und ihres Schicksals, die unsere Welt und unser Schicksal ist. –

Um diese Zeit übersiedelte unsere Familie in ein mittelsiebenbürgisches Städtchen, wo mein Vater als Musiklehrer am deutschen Gymnasium wirkte. Keine fünf Minuten von unserer Wohnung entfernt lag die eine der zwei Buchhandlungen im Ort. Einer der beiden Buchhändler – ein hagerer, rothaariger Mann, der leicht stotterte – hatte schon bei meinen ersten Besuchen im Laden meine Bücherneugierde erspürt. Als ich an einem warmen, sonnigen Oktobernachmittag wieder einmal entrückt vor dem Schaufenster mit den vielen ausgelegten, über- und nebeneinander gestellten Büchern stand, die mir wie ein Horizont unendlicher Himmelsbreiten erschienen, winkte er mich durch die geöffnete Tür ins Innere des Ladens. Ohne viel zu sagen, schob er mich hinter die Tür, wo auf engem Raum zwischen Ecke und Bücherregalen ein kleines Lesepult stand; dann schwenkte er den Türflügel wieder so weit auf, dass ich ihn gleich einer Schutzwand im Rücken hatte und, vor dem Getriebe im Buchladen abgeschirmt, wie in einem dämmerigen Gehäuse allein war. Er steckte den Kopf zu mir herein, lächelte freundlich und sagte: „Da kannst du lesen, solange du willst. Hol dir die Bücher von den Regalen. Wenn du nicht hinaufreichst, ruf mich.“